

Julian Schütt: „Max Frisch. Biographie einer Instanz. 1955-1991“

Identität: Ein Spiel

Von Angela Gutzeit

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 18.05.2025

Viel ist bereits über Max Frisch geschrieben worden. Aber als 2011 der Schweizer Germanist Julian Schütt sein Buch „Max Frisch. Biographie eines Aufstiegs“ vorlegte, setzte er damit neue Maßstäbe. Allerdings endete diese Biografie mit dem Jahr 1954, da Teile des Frisch-Archivs noch nicht zugänglich waren. Mit „Max Frisch. Biographie einer Instanz“ konnte Schütt nun sein biografisches Mammutwerk abschließen.

Max Frisch hasste Biografen. Oder wie soll man folgende Schmähungen anders bewerten? Biografen seien „das Übelriechendste, was es unter Menschen gibt“, so Frisch, geradezu verachtenswert,

„dieses „kötterhafte Geschnüffel nach der Privatesse, womit man die Dinge, die einer aus dem Persönlichen aufhebt, wieder dahin zurückdrückt, diese ewige Rache der rettungslos Unbegabten.“

So zitiert Julian Schütt im Prolog zum hochgelobten ersten Band seiner Max Frisch-Biografie den Schweizer Autor. Annäherungsversuche an Leben und Werk eines Schriftstellers seien für diesen etwas unberechenbaren Eidgenossen nichts anderes gewesen als unstatthafte Reduktionen eines gelebten Lebens, entkleidet aller Möglichkeiten und Fiktionen.

Produktive Distanz

Wer das ernst nimmt, sollte sich gut überlegen, wie er sich diesem schwierigen Schweizer nähert, von dem Peter Bichsel, einer seiner standhaftesten Freunde einmal sagte, mitten im Gespräch einer geselligen Runde konnte bei Frisch plötzlich die Stimmung kippen. Dann habe er, natürlich nur bildlich gesprochen, plötzlich ein Messer in der Hand gehabt, das er allerdings auch oft gegen sich selbst richtete. „Man habe gewusst: Jetzt Distanz wahren.“ Ein Schlüsselwort im Umgang mit Max Frisch.

Der Bannfluch des Schweizers zeigte verständlicherweise nur begrenzte Wirkung. Zahlreiche Biografen haben sich in den vergangenen Jahrzehnten auf Frischs Spuren begeben. Der Schweizer Germanist Julian Schütt ist aber auf jeden Fall derjenige, der Bichsels Rat der Distanzwahrung auf überzeugendste Weise zum Leitmotiv seiner

Julian Schütt

Max Frisch Biographie einer Instanz 1955-1991

Suhrkamp Verlag, Berlin

706 Seiten
mit zahlreichen Abbildungen

38 Euro

biografischen Arbeit gemacht hat. „Produktive Distanz“ nennt er das. Was bedeutet, die Legitimation, über das Leben und Werk dieses Autors zu schreiben, allein aus dem Anspruch höchstmöglicher wissenschaftlicher Genauigkeit zu gewinnen.

Mittlerweile habe er sein halbes Leben mit diesem Max Frisch verbracht, schreibt Julian Schütt. Er nutzte es, um alle verfügbaren Quellen auszuwerten, Briefe, Notate, Filme, Interviews. Dazu kamen seine Gespräche mit Zeitzeugen, Schriftstellerkollegen und Frischs Lebensgefährtinnen, soweit diese bereit und noch in der Lage waren, Auskunft zu geben. Ingeborg Bachmann, die Geliebte, die in Frischs Leben sicherlich die tiefsten Spuren hinterlassen hatte, war zu Beginn von Schütts Recherche bereits tot. 1973 starb sie in Rom auf tragische Weise. Ihr Briefwechsel mit Frisch blieb jahrzehntelang gesperrt, wie etliche andere Dokumente des Schweizer auch.

Von Wissenschaft und Kritik heiß erwartet, erschien dieser Briefband, nachdem er 2011 endlich freigegeben werden konnte, zehn Jahre später unter dem Titel „Wir haben es nicht gut gemacht“. Ebenfalls 2011 erschien Schütts Frisch-Band „Biographie eines Aufstiegs“, den er allerdings wegen der unzureichenden Quellenlage mit dem Roman „Stiller“, Frischs literarischem Durchbruch und Welterfolg, im Jahre 1954 enden ließ. Für die interessierte Leserschaft eine unbefriedigende Situation, gewissermaßen nur den halben Frisch serviert zu bekommen.

Auf der Flucht vor sich selbst

War also Schütts erster Band eine Art „Making off“ des Schweizer Autors, den Krieg, Nationalsozialismus und die Verwerfungen in der kriegsfernen und doch kriegsverstrickten Schweiz zutiefst prägten, so beschreibt der Folgeband, „Biographie einer Instanz“, Frischs Aufstieg zum Schriftsteller mit Millionenaufgabe von Mitte der Fünfziger Jahre bis zu seinem Tod 1991.

Schütt zeichnet ihn als einen Menschen und Autor, der sich entzog, kaum meinte man ihn erkannt zu haben; der sich selbst und die Schweiz nicht gut aushielt, oft auf Reisen ging, im weltoffenen New York immer wieder den Gegenpol suchte. Wohl deshalb bezeichnet Schütt seinen nun vorliegenden zweiten Band als „eine Art Gegenbiographie“ und meint damit:

„Die Geschichte nicht eines sich suchenden, sondern eher eines sich entfliehenden Schriftstellers [...]. Die Bilder Frischs, die in der Öffentlichkeit kursieren, decken sich zu wenig mit den eigenen Antworten auf sein ‚Was bin ich?‘ – das ist ein Identitätsproblem. Wie Stiller will er sich und seinen Interpreten entkommen, wenigstens beim Schreiben. Aus Angst vor Wiederholung, aber ebenso, weil er sein Leben für ‚nicht sehr ergiebig‘ hält, was er nicht nur sagt, um Biographen zu verscheuchen.“

Stiller betreibt ein todernstes „Spiel“ mit der Identität, dessen Material erkennbar Frischs eigene Erfahrungen sind, „ohne von sich zu reden“, wie Schütt die Schwierigkeit formuliert, die Balance zu halten im Umgang mit diesem Autor und seinen Texten.

Schütts „Biographie einer Instanz“ ist wie der erste Band chronologisch angelegt, wobei die sieben Kapitel sich jeweils in kleine Unterkapitel verzweigen. Das erlaubt häufigen Blickwechsel, sicherlich beabsichtigt, um dem Eindruck einer glatten, lückenlosen Lebensbeschreibung entgegenzutreten.

Schütts Einstieg ist gut gewählt: Der Text setzt zu dem Zeitpunkt ein, als Frisch erst vor wenigen Monaten seinen „Stiller“ veröffentlicht hatte, aber gerade noch als Architekt tätig war. Das war 1955. Er hatte seine Familie verlassen und sich in Zürich ein neues Domizil gesucht. Jetzt wollte er mit immerhin schon 43 Jahren so richtig durchstarten. Zunächst nicht mit einem neuen Roman, sondern mit dem Pamphlet: „achtung: die schweiz“, zusammen mit dem Soziologen Lucius Burckhardt und dem Historiker Markus Kutter. Die Schrift löste in der Eidgenossenschaft eine der heftigsten intellektuellen Debatten der Nachkriegszeit aus. Vordergründig ging es um Städtebau. Ein hochpolitisches Thema. Für die Autoren und vor allen Dingen für Frisch verband sich damit Grundsätzliches: Wird die Schweiz eine „Mumie“ bleiben oder endlich den Weg in die Moderne finden? Wird sie in ihren alten Mythen und dem Selbstbetrug ihrer angeblichen Neutralität verharren oder sich zu einer weltoffenen, antimilitaristischen Gesellschaft entwickeln? Fragen, die weit über die kleine Schweiz hinausreichten.

„Die Städtebau-Debatte vereinte ein erstes Mal nach 1945 die Schweizer Intellektuellen als Oppositionskraft. In der Revolte gegen jene ‚Müden‘, so Frisch, die sich für Realisten hielten, indem sie eine Schweiz von gestern verteidigten. Die Intellektuellen, mehrheitlich Linke und Liberale, artikulierten nun verstärkt ein Unbehagen in einem, wie Frisch meinte, von der Konjunktur nicht bloß dominierten, sondern deformierten Land [...]. Doch das ist nur die halbe Wahrheit: Die als konsumfixiert, politisch lethargisch und miefig verschrienen Fünfzigerjahre waren kulturell und intellektuell zugleich von ungestümer Vitalität, nicht nur in Westdeutschland, wo Hauptwerke von Celan, Koeppen, Walser, Bachmann, Johnson und Grass erschienen, sondern genauso in der Schweiz, da vor allem dank Frisch und Dürrenmatt.“

Der politische Autor

In diesem Aufwind bewegte sich Max Frisch als einer seiner agilsten Protagonisten. Und von hier aus lassen sich Spuren durch Frischs gesamtes Leben und Werk verfolgen. Frischs Interesse an der Konstruktion, der Modernisierung, gleichzeitig seine Abwehr des technokratisch-kapitalistisch ausgerichteten Denkens werden sich fortan mit seinem politischen Engagement, seiner Literatur und Ästhetik verbinden. Und immer wieder steht bei Frisch, besonders in den Fünfziger- und Sechzigerjahren die Kritik an der gesellschaftlichen Stagnation, an restaurativen Tendenzen im Vordergrund.

Schütts Biografie vermittelt eindrücklich, wie sich Frisch lebenslang an seinem Heimatland abarbeitete, dessen Geheimdienst ihn über Jahrzehnte bespitzelte. So focht er mit der führenden Schweizer Zeitung, der NZZ, immer wieder erbitterte Fehden aus und trat reaktionären Kräften entgegen, zum Beispiel dem einflussreichen Schweizer Germanisten Emil Staiger in einem Literaturstreit 1966. Vor allen Dingen, so zeigt Schütt, hatte der Kalte Krieg, die gefährliche internationale Konfrontation der Supermächte USA und UdSSR, auf Leben und Werk des Schweizer Autors einen enormen Einfluss. Frischs Roman „Homo faber“ nennt Julian Schütt zu Recht in diesem Kontext als „ein herausragendes Zeugnis der Epoche“.

Aber auch der weiter schwärende Antisemitismus befeuerte Frischs Politisierung, zumal er selbst in jungen Jahren nicht frei davon gewesen war. In seinem Theaterstück „Andorra“, das seine Premiere im November 1961 unter der Regie seines Freundes Kurt Hirschfeld am

Zürcher Schauspielhaus erlebte, wählte er für das Thema eine modellhafte Form. Frischs Anliegen, zu zeigen, was passiert, wenn Vorurteile sich zu Feindbildern verselbstständigen, war umstritten. Besonders scharfe Kritik kam von Paul Celan. Der jüdische Dichter sah im Modellcharakter des Stücks eher eine Verwässerung des Themas ‚Antisemitismus‘ als einen produktiven „Ausbruchsversuch“ aus tradierten Denkschemata. Schütt verteidigt Frischs Zugang zu diesem Thema. Es sei dem Schriftsteller immer darum gegangen zu zeigen, wie eine verhängnisvolle Entwicklung beginnt, wie schon in seinem Hörspiel und späteren Theaterstück „Biedermann und die Brandstifter“ aus den Fünfzigerjahren.

„Darum kann eine Biographie hilfreich sein, die nach den bislang übersehenen Ursprüngen und Intentionen dieses angeblich völlig zu Ende gedeuteten Stücks ‚Andorra‘ sucht. Denn Tatsache ist: Frisch wollte Denken und Sprache der Täter und Mitläufer entlarven, nicht weiterführen. Als einer der ersten deutschsprachigen Schriftsteller ohne Exilerfahrung hat er nach dem Krieg die Konfrontation mit der verdrängten Vergangenheit provoziert, vor allem im Tagebuch 1946-1949. Worum es in dem Stück geht, lässt sich auf die Formel bringen: ‚wie kann das anfangen‘? Die Frisch-Formel schlechthin.“

Eine skandalumwitterte Liebe

Julian Schütt sieht in Frischs Stück und Celans Kritik daran unüberbrückbare Positionen, die das Verständnis füreinander blockierten, aber möglicherweise auch Ausdruck eines mehr oder weniger bewussten Nichtverstehens seitens Celans gewesen seien. Und das führt zu einem weiteren wichtigen Kapitel dieser Biografie, deren Ausläufer bis in die letzten Lebensjahre des Schriftstellers reichen: Frischs Verhältnis mit Ingeborg Bachmann. Beide hatten sich zu dieser Zeit noch nicht aus ihrer jeweils anderen Liebesbeziehung gelöst. Bachmann nicht von Paul Celan, Frisch nicht von Madeleine Seigner. Max Frisch traf Ingeborg Bachmann 1958 in Paris. „Danach“, so Schütt, „wird er ein anderer Mensch sein.“

Für diesen doch so diskreten und abwägenden Biografen sind das markige Worte. Unüberhörbar drängt es den Biografen, nachdem sich jahrzehntelang viele Interpreten an der Bewertung dieser skandalumwitterten Beziehung abgearbeitet hatten, eine klare Ansage zu machen. Adressiert vor allem an einige Interpretinnen:

„Wie ein Chor aus der antiken Tragödie klingt ein Teil der Bachmann-Forschung, sobald Frisch ins Leben ihrer Protagonistin tritt. Biographische und literarische Gegensätze zwischen beiden werden heraufbeschworen. Hier die ‚hochgebildete junge Dichterin, die in ihrer poetisch-moralischen Rigorosität und ihrem unbedingten ästhetischen Formwillen das Absolute anstrebte‘; dort der ‚bodenständige‘, literarisch biedere ‚Baumeister‘, der auch als Schriftsteller ‚sein Leben als Bausatz‘ verstanden und die Sprache nicht in Frage gestellt habe.“

Frischs Verhältnis zu Frauen – und zu Männern

Was Julian Schütt auf den Punkt bringen will, nach seiner intensiven Beschäftigung mit diesem Briefwechsel: Das Verhältnis von Bachmann und Frisch sei eindeutig Liebe gewesen, und zwar von beiden Seiten, so schreibt er. Wenn auch eine nicht lebbare Liebe. Vorsichtig abwägend erwähnt er Bachmanns Hang zur Geheimnistuerei, ihre ständige Abwesenheit, ihre Nebenverhältnisse. Bei Frisch seinen Jähzorn, aber vor allen Dingen seine Tendenz, vor literarischer Ausbeutung seiner Liebesverhältnisse nicht Halt gemacht zu

haben. Wie sich seine spätere zweite Frau Marianne Oellers am Ende ihrer Ehe in Frischs Roman „Montauk“ auf für sie erschreckende Weise wiedererkannte, so habe es auch in der Beziehung zu Bachmann Anlass gegeben, sich als Material benutzt zu fühlen. Schütt verweist auf einen merkwürdigen Satz in einem Brief Frischs an Bachmann, in dem es heißt: „Ich möchte dich anders kleiden, Ingeborg!“

„Ein Satz mit einer Lunte, die unweigerlich zu ‚Mein Name sei Gantenbein‘ führt, dem für Bachmann später so fatalen Roman, worin es heißt: ‚Ich probiere Geschichten an wie Kleider.‘“

Max Frisch und die Frauen – das ist ein schwieriges Kapitel. Wobei die Frage, wie er überhaupt weibliche Figuren in seinen Werken darstellte, von Schütt nicht so ganz befriedigend beantwortet wird. Einerseits spricht er von starken Frauenfiguren, die dem männlichen Part oft überlegen seien. Andererseits pariert er Vorwürfe aus der neueren germanistischen Forschung, die lauten, Frischs weibliche Figuren blieben letztlich immer Dekoration, mit dem eher schwachen Argument, dass doch schließlich feministisches Denken in den Siebziger- und Achtzigerjahren noch kaum verbreitet gewesen sei.

Flucht und Anziehung, das blieben Konstanten in Frischs Leben. Und in gewissem Maße galt das auch für seine Beziehung zu Männern. Sehr anschaulich schildert Schütt das enge Verhältnis Frischs zu seinem Verlegerfreund Peter Suhrkamp, der ihm auch in privaten Dingen zur Seite stand. Wogegen sich das Verhältnis zu dessen Nachfolger Siegfried Unseld sehr viel schwieriger gestaltete. Noch komplizierter war Frischs Verhältnis zum Schriftstellerkollegen Friedrich Dürrenmatt. Die beiden Schweizer Giganten beugten sich zeitlebens misstrauisch, durchaus auch missgünstig, dabei fasziniert vom Werk des anderen.

Autorschaft zwischen Widerstand und Revolution

Diese Biografie wäre nicht hinreichend dargestellt, ohne auf Schütts differenzierte Ausführungen zu Frischs Verständnis von Autorschaft und politischem Engagement einzugehen. Der Biograf hält ihn für einen „guten 68er“, wie er schreibt, allerdings für einen, der es sich und anderen schwer machen wollte, ihn als engagierten Autor in den wilden Jahren zu verorten.

„Er setzte auf sein patentees Argument: Die Domäne der Literatur könne alles sein, was Menschen erleben, einschließlich Politik, stets freilich bezogen auf das Individuum, das erlebt. Der politische Schriftsteller sei durchaus eine Möglichkeit, allerdings nicht zu verwechseln mit dem politisierenden Schriftsteller, den sein literarisches Renommee zum Selbstmissverständnis verleite, zwangsläufig auch politisch eine Autorität zu sein. [...] Mit seinem Statement, selbst politisch temperamentlosen Leuten nötige man plötzlich das Bekenntnis ab, Literatur müsse eine gesellschaftliche Funktion haben, goss der Pyromane Frisch nur noch mehr Öl ins Feuer.“

Beim Autor Peter Schneider war er damit unten durch. Und Hans Magnus Enzensberger musste sich mit einer Replik in seinem zunächst im Suhrkamp Verlag erscheinenden „Kursbuch“, dem Frisch viel „Formulier-Onanie“ bescheinigte, zurückhalten:

„Im KURSBUCH durfte zwar vieles gegen den Willen und die Überzeugung des Suhrkamp-Verlegers geschrieben werden, aber Veröffentlichungen, die sich in irgendeiner Form auf die

rentabelsten Autoritäten des Verlags (Hesse, Brecht, Frisch) bezogen, brauchten die Zustimmung Unselds. Enzensberger schluckte diese Regelung, weil in seinem Revolutionskonzept der definitiv nicht mehr zur ‚jungen Intelligenz‘ gehörende Kollege Frisch ohnehin keine Rolle spielte.“

Frisch darf man wohl, wie es auch sein Biograf tut, einen linken Sozialdemokraten nennen, für den Literatur ohne politisches Gewissen nicht auskommt, wobei der Preis für das politische Gewissen die Schändung der Imagination sei, wie er in seiner Laudatio auf Alfred Andersch formulierte. So fühlte er sich wohl immer mit einem Fuß im Exil, auf jeden Fall zwischen den Fronten, sowohl in der Schweiz wie auch in der temporären Wahlheimat USA, die er wegen ihrer imperialistischen Kriege in Vietnam und Kambodscha zunehmend kritisch sah. Aber auch seine zunächst erwartungsvollen Reisen in die UdSSR und im Tross von Helmut Schmidt nach China, wichen einer nachhaltigen Ernüchterung angesichts von Unterdrückung und Gleichschaltung in diesen Ländern.

Die letzten Jahre

Wie überhaupt der Frust im Alter zunahm. Das Thema Einsamkeit, Tod sowie das bekannte Frisch-Motiv des Sich-Abhanden-Kommens, gestaltet in seinen Erzählungen „Der Mensch erscheint im Holozän“ von 1979, „Blaubart“ von 1982 und formuliert in seinem abgebrochenen dritten Tagebuch, nahm immer mehr Platz ein.

Der Schriftsteller und Architekt Max Frisch hatte an seinem Lebensende alles penibel geregelt. Seinen Nachlass gab er noch zu Lebzeiten aus Misstrauen gegenüber Erben und irgendwelchen „Schnüfflern“, wie er meinte, an die ETH Zürich. Aber auch den Ablauf der eigenen Totenfeier wollte er nicht dem Zufall überlassen. So sollte Karin Pilliod, Frischs letzte Lebensgefährtin, einen von Frisch verfassten Text verlesen:

„Frisch drängte sie, den Text vor ihm zu üben [...] Ein allerletztes Mal Proben. Als Wolfgang Hildesheimer davon erfuhr, wie detailliert der Kollege die eigene Bestattungsfeier in der Kirche St. Peter probte, fragte er sich, ob die Trauerfeier nicht besser im Schauspielhaus hätte stattfinden sollen.“

Julian Schütts Frisch-Biografie, die jetzt mit dem zweiten Band ihren Abschluss gefunden hat, ist eine wahre Fundgrube, ausgestattet mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat. Zwei Bücher voller präziser Erkundungen, die den Menschen und Schriftsteller Max Frisch mit wissenschaftlicher Akribie ausleuchten, ohne ihm zu nahe zu treten. Eine wahre Meisterleistung!